

# Briefe

Autor(en): **Stucki, Helene**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **64 (1959-1960)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-316890>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nein, hochdeutsch reden können wir wahrhaftig nicht, schweizerdeutsch können wir aber auch nicht; wir haben es glücklich so weit gebracht, daß wir zwischen Stuhl und Bank sitzen. Unsere Muttersprache haben wir verlernt, die wichtigste Fremdsprache, das Hochdeutsch, haben wir nicht richtig gelernt — so sind wir eigentlich zu einer Nation von Taubstummen geworden.

Was jeder analphabetische sizilianische oder spanische Bauer oder arabische Nomade fertigbringt, aufzustehen und über ein Gebiet, das er beherrscht, vernünftig und frei zu reden, diese elementare Fähigkeit haben wir verloren. Welch beschämende, peinliche Stille entsteht bei uns jedesmal, wenn eine Diskussion eröffnet wird! Niemand wagt aufzustehen. Und wie unüberzeugend und kläglich sind die Voten selbst! Das ist in andern Ländern anders.

Man wende nicht ein, die Sprachunfähigkeit hänge mit unserer Temperamentlosigkeit zusammen. Die Engländer, die sich sicher nicht durch überschäumendes Temperament auszeichnen, sind uns sprachlich weit überlegen, von den Deutschen, Franzosen, den Russen, den Amerikanern nicht zu reden. Nein, es ist bei uns eine ganz unnatürliche Verkümmern eingetreten. Die Wirkungen, auch die indirekten, sind verheerend. Eine Sprache braucht der Mensch, das «Reden können» gehört zum vollen Leben wie das Singen, Gehen und Tanzen. Das Gehemmte, Gedrückte, unter dem viele unserer Landsleute leiden, rührt nicht zuletzt daher, daß wir die Gabe verloren haben, das, was uns drückt oder freut, zum Ausdruck zu bringen. Auch uns gab ein Gott, zu sagen, was wir leiden, aber wir wußten mit dem Geschenk nichts anzufangen.

## Briefe

In einem erfrischenden Aufsatz «Ein Brief über Briefe» schreibt Georg Thüerer in der «Schweizerischen Lehrerzeitung» vom 27. September 1957: «Den eigentlichen Grundton verleiht einem Briefe der *Stil*. Er ist der Herzschlag im Körper des Briefes. Bald hämmert er, bald pocht, bald bebt er. Es ist nicht nur der Inhalt, der uns beim Wiederlesen nochmals aufwühlt und beglückt. Nein, es ist auch der Wechsel im Rhythmus, der uns schonungslos packt.»

An diesen Artikel, der übrigens eine beglückende Nummer mit Kinderbriefen und Schülerbriefwechsel einleitet, mußte ich bei der Lektüre des im Francke-Verlag, Bern, erschienenen *Briefwechsel zwischen Simon Gfeller und Otto von Greyerz* (1900—1939) öfters denken. Ja, da spürt man den Herzschlag zweier bedeutender schöpferischer Männer, die in vierzigjähriger-ehrlicher Freundschaft in schönster Weise aneinander gewachsen sind. Da hämmert, pocht, bebt es, da ist wirklich ein Rhythmus, der uns packt und bis zur letzten Seite nicht freiläßt.

Und wenn auch, wie Gundolf in der Einleitung zu seinem *Goethe* ausführt, es das *Werk* ist — und nicht das *Gespräch* und nicht der *Brief* —, das in das Zentrum des Dichters führt, so gilt das wohl für das Genie. Gerade dieser Briefwechsel zeigt, daß einfachere Naturen, auch wenn sie von innen heraus zur Schriftstellerei gedrängt werden, uns ihr Wertvollstes, ihr Menschentum in ihren Briefen offenbaren. Drum ist es, nebenbei gesagt, zu beklagen, daß das Briefeschreiben heute

ein stiefmütterliches Dasein fristet, daß vor allem die Frau, deren Denken sich während der Aussprache entwickelt, klärt, bereichert, keine Zeit mehr für diese psychologisch und kulturell so wichtige Tätigkeit mehr glaubt erübrigen zu können.

Die Briefe, die von Erwin Heimann zusammengestellt wurden, stellen nur etwa einen Drittel des gesamten Briefwechsels zwischen den beiden Freunden dar. Nach welchen *Gesichtspunkten* wurden sie ausgewählt? Der Herausgeber betont, daß es ihm vor allem darum ging, das *Wesensbild*, den Charakter der beiden, nach Herkunft und Schulung — nicht Bildung — so verschiedenen Männer darzustellen: Simon Gfeller, Sohn eines Kleinbauern, Schulmeister auf der Egg; Otto von Greyerz, bernischer Pfarrerssohn, Gymnasiallehrer und Hochschulprofessor. Gemeinsam ist beiden eine ungewöhnliche Liebe zur Muttersprache, zum Berndeutsch und zum Hochdeutsch, ein gesunder Demokratengeist und eine freudige wenn auch kritische Aufgeschlossenheit gegenüber allem, was das Leben in Nähe und Ferne an sie heranträgt. So wird der Briefwechsel zu einem Stück Kulturgeschichte. Wer die ersten vierzig Jahre unseres stürmischen Jahrhunderts miterlebt hat, fühlt sich auf jeder Seite im Schatz seiner Erinnerungen angesprochen: Ereignisse, Bewegungen, Probleme, Persönlichkeiten treten uns in neuer, oft in scharfer Beleuchtung entgegen.

Und nun ein paar Rosinen, meist für den «Schulmeister in uns», herausgepickt, mit der Absicht, zum Genuß des ganzen Kuchens anzuregen: In seinem ersten Brief, einer Reaktion auf einen Vortrag von Dr. v. Greyerz, in welchem er behauptet hatte, Kinder hätten viel Phantasie, schreibt Gfeller: «Was geschieht bei unsern Bauern und Handwerkerkindern zur Förderung und Ausbildung der geistigen Anlagen? Wo ist eine Mutter in einem Bauernhause, die ihren Kindern Geschichten erzählt, ihnen ein Liedlein singt, sie anregende Spiele lehrt? — Und wie wenig geschieht, die Kinder zum denkenden Erfassen ihres beschränkten, immer gleichen Anschauungskreises zu bringen? Arbeit, nochmals Arbeit, noch bevor sie die Schule besuchen. Wie nun, wenn die Lehrerinnen oder die Lehrer Stümper sind, die die schwachen Fünklein, welche noch hin und wieder unter der Asche glimmen, vollends auslöschen, statt zu glänzender Glut zu entflammen?»

Auf die Grundfragen unseres *Berufes* eingehend, schreibt v. Greyerz: «Was die Größe des Lehrers ausmacht, liegt in menschlichen Eigenschaften, die für jede Stufe gleich schwer zu erwerben sind, wenn man sie nicht besitzt. Und wenn man sie besitzt, so ist es auf allen Stufen die gleich große Aufgabe, von diesem Besitz den besten Gebrauch zu machen.» Wollen wir uns nicht an die Brust schlagen, wenn Gfeller schreibt: «Uns Lehrer hat immer der Eitelkeitsteufel am Zipfel, wir wollen glänzen, übertrumpfen, haschen nach billigen Erfolgen und arbeiten jämmerlich auf den Schein.» Oder: «Bevor wir die Kinder zu uns heraufheben, müssen wir zu ihnen hinuntersteigen, müssen an dem Interesse fassen, was ihnen interessant ist, müssen uns an dem freuen, was ihnen Freude macht.»

Wer seinerzeit an der Lehramtsschule Bern den «Vogi» in seiner expansiv-dynamischen Art hat dozieren hören, lebt wohl an der Stelle aus einem Glariseggerbrief: «Es gibt viel zu tun. Sie wissen, ich habe so eine vehemente Art, mich ins Zeug zu legen, daß ich immer gleich alle Hände voll habe. — Nun, es ist doch *gelebt*. Die Tage schleichen nicht, sie sausen fast dahin. Ist's nicht recht so? Heißt das nicht, dem Alter und dem Tod das Spiel verderben?»

Hört man nicht auch den «Herzschlag im Körper eines Briefes», wenn Vogli lospoltert: «Und drum geschieht's, daß ich all das selber zu hassen anfangen und am liebsten mit den Buben zusammen aus der Schule liefen — die doch der Teufel erfunden hat. — Das wäre nun zwar eine dicke Unwahrheit; aber wenn Gott selbst in seiner Güte die Schule erfunden hätte — so hat sie halt doch der Schulmeister ausgeführt.» — Auf solche Hammerschläge folgt als Echo ein freundliches Pochen, das mit der heute sehr zeitgemäßen Mahnung schließt: «Darum sollte ein Lehrer auf dem Posten bleiben und zwei, drei Generationen nacheinander erziehen, dann kommt der rechte Segen, dann bindet er volle, reiche Garben.»

Ungemein fruchtbar wirkte sich die Freundschaft aus auf die literarische Produktion der beiden. Da ist von Ängsten und Vorwehen die Rede, die zur Schwangerschaft gehören, vom Kind, das reifen muß, von schweren Muttersorgen. Aber auch wenn die Geburt überstanden ist, der Freund das Geistesprodukt empfängt, dann hebt kein blindes Bewundern an, sondern verständnisvolle Kritik. Wie selten uneingeschränktes Lob erfolgt, geht aus einem Gefellerbrief vom 23. Juli 1915 hervor: «Gäll Du! Wenn man Dir beide Knie auf die Brust setzt, an Dir knetet und mueset und würgt und Dir keine Ruhe und keinen Frieden läßt, dann fließt doch endlich, wenn auch widerstrebend, ein Tröpflein Loß aus Deiner Feder! Nun — dieses kostbare Tröpflein war mir sehr nötig, um die verschiedenen Rädlein meiner Lebensgeister ins Xalb zu bringen, es ächzte und gixte und knarrte allerorten.»

Ist es nicht so, wie Georg Thürer in seinem eingangs erwähnten Aufsatz sagt?: «Gespräch und Brief sind ein wunderbarer Brückenschlag über die Verlassenheit hinweg. Sie stiften Gemeinschaft.»

Wollen wir nicht unsere Schüler etwas eifriger denn zuvor zum Briefeschreiben aufmuntern, sobald sich eine geeignete Lebenssituation bietet? Wollen wir es in Zukunft nicht mit Spitteler halten, der in einem seiner Glockenlieder dem nach einem Grüßlein sich Sehrenden den Rat gibt:

«Weißt du, wir drehens um:  
Ich hab da in meinem Herzgänsenspiel  
Noch zwei Weltvoll Liebe zuviel.  
Weiß nicht, wohin damit,  
Nicht links, nicht rechts auf Erden  
Wo nicht bestraft dafür zu werden.  
Nimm du das mit.  
Sing mit landaus  
Sing um jedes Haus  
Guck in jedes Fensterlein,  
Guck in jedes Herz hinein,  
Und wo eine Seele spricht:  
«Ach Gott! an mich denkt niemand nicht»,  
Sag: «Doch!  
's ist jemand noch.»  
Und ertränk sie auf einen Guß  
Mit meinem ganzen Liebesüberfluß.

*Helene Stucki*